

# Briefkasten

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **28 (1944)**

Heft 9

PDF erstellt am: **05.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gen" seien im „Hochdeutschen“ (gemeint ist: im Neuhochdeutschen) nicht nur dann und wann zu finden, sondern durchgängig, wenigstens bei den Konsonanten: „Strumpf ist eines der wundervollsten Beispiele, und zwar vom ersten bis zum letzten Buchstaben“ (S. 88), nämlich St = stoßen, r = sich runden, sich recken, m = umfassen, pf = verstopft hangen bleiben. So sucht das Büchlein alle Konsonanten und (mit Einschränkungen) die Vokale des Neuhochdeutschen durchzudeuten. Zweitens aber ist Schaffner überzeugt, daß die von ihm in unsre Wörter hineingelegten Lautbedeutungen aus der Ursprache der Menschheit stammen. Er will also Sprachwissenschaft treiben, und so versichert denn auch der Begleitzettel: „Dem Sprachwissenschaftler kann diese Abhandlung grundlegende Tatsachen aus der Sprachentstehung vermitteln.“ Wer die Arbeiten von Hermann Beckh und von Arnold Wadler kennt, auf die sich der Verfasser auch bezieht, der weiß, daß diese Annahme auf Rudolf Steiner, den Begründer der Anthroposophie, zurückgeht. Daß es sich dabei in keiner Weise um Wissenschaft handelt, geht schon daraus hervor, daß Schaffner seine Annahme als „grundlegende Tatsachen“ bezeichnet. Im übrigen ist es, wenn man die vielen starken Lautveränderungen in den geschichtlichen Zeiten berücksichtigt, von vornherein ein hoffnungsloses Unternehmen, den Sprung von heute in die Urzeit der Sprachentwicklung zu machen, und der Versuch von Wadler, aus einer Unmenge von Sprachen aus der ganzen Welt die Urwörter und ihre Lautbedeutung zu ermitteln, bestätigt mit seinem hemmungslosen Durcheinander von Jahrtausenden und Weltteilen diesen Eindruck nur zu schlagend. Also diese Art der Sprachbetrachtung ist ein vielleicht interessantes Spiel, hat aber mit Wissenschaft nicht das geringste zu tun.

Leider täuscht sich Schaffner auch darin, daß er meint, diese Sprachtheorie sei eine Errungenschaft der Anthroposophie. Schon der altgriechische Philosoph Heraklit hat die Ansicht vertreten, die Wörter seien ursprünglich nach der Bedeutung der Laute gegeben worden, und kein Geringerer als Plato hat dies in seinem Dialog „Kratylus“ in köstlichem Spott als unmöglich erwiesen.

Selbstverständlich ist die Frage, ob oder in welchem Umfang in der Geschichte der Sprachen und bei der vermutlichen Entstehung der Sprache die Lautsymbolik (Lautmalerei) eine Rolle gespielt hat, eine ernste wissenschaftliche Frage; aber darin bringt uns die Betrachtungsweise der Anthroposophie keinen Schritt weiter.

(Ich darf vielleicht auf zwei Arbeiten von mir hinweisen: 1. „Lautsymbolik in alter und neuester Zeit“ im 14. Band der Germanisch-Romanischen Monatsschrift [1926]; 2. die Besprechung eines Buchs von Wadler im 55. Band der Indogermanischen Forschungen [1937].) Albert Debrunner.

## Briefkasten

E. B., Z. Sie haben sich in der „NZZ“ lustig gemacht über das Wort „unzurechnungsfähig“. Sie zählen es zu den Sprachdummheiten und nennen es geradezu eine „greuliche Konstruktion“. Die unbestreitbar richtige Form sei „zurechnungsunfähig“, wie man ja auch sage: „arbeits-, zahlungs-, urteilsunfähig“ usw. Das ist ganz richtig, und doch sind die Sterblichen, die jenes „greuliche“ Wort brauchen (es seien „fogar Richter, Staatsanwälte und andere Juristen darunter“) nicht so hoffnungslos zurechnungsunfähig, wie ihr strenger Kritiker meint. Es ist auch kein bloßer unglücklicher Zufall, daß sich jene „falsche“ Form so stark eingebürgert hat. Sie ist freilich die einzige, in der die Vorsilbe „un-“ nicht das Grundwort „fähig“, sondern die ganze Zusammensetzung verneint; aber zu „fertig“ bilden wir „unfertig“, und doch sagen wir nicht „bußunfertig“, sondern „unbußfertig“. Zu „mäßig“ gibt es „unmäßig“, und doch heißt die Verneinung von „botmäßig“ nicht „botunmäßig“, sondern „unbotmäßig“. Wer Ehre erbieietet (so

sagte man früher), ist ehrerbietig (früher sagte man auch „erbötig“); wer es aber nicht tut, heißt nicht „ehrererbietig“, sondern „unehrerbietig“. Was Maß gibt, heißt „maßgeblich“, das Gegenteil aber nicht „maßungeblich“, sondern „unmaßgeblich“. Wenn wir nach freiem Willen küren, d. h. wählen, handeln wir willkürlich, im andern Fall unwillkürlich und nicht „willkürlich“. Der Grund wird in den meisten solcher Fälle der sein, daß wir das erste oder das zweite Wort dieser Zusammenfügungen nicht mehr verwenden (erbietig, geblich, kürlich) oder dann in etwas andern Sinne („fertig“ für innerlich bereit, „mäßig“ hier für „gemäß“). Das Wort „Zurechnung“ kennen wir kaum im selben Sinne, den es in unserer Zusammensetzung hat; wir würden wenigstens nicht sagen, ein Mensch sei „seiner Zurechnung nicht mächtig“ gewesen. Deshalb empfinden wir das Wort „zurechnungsfähig“ als ein Ganzes und verneinen darum auch das Ganze, indem wir die Verneinungsvorsilbe voraus nehmen und sie nicht in die Mitte stellen. Weshalb man sagt „unheilischwanger“ und nicht „heilischwanger“, leuchtet ohne weiteres ein. Sie erklären am Schluß, Sie warten nun neugierig auf das nächste Schwurgerichtsreferat. Wenn Sie Ihre Hoffnung auf sprachliche Besserung erfüllt sehen, ist Ihnen das zu gönnen. Wenn sich aber Richter, Staatsanwälte und andere Juristen in ihrer „maßungeblichen“ Meinung immer noch auf die Unzurechnungsfähigkeit des Angeklagten berufen, sind sie doch nicht so „zurechnungsunfähig“, wie Sie darzustellen liebten.

A. B., J. Schon Wustmann hat gewettert gegen die Meinung, man müsse die bezüglichen Umstandswörtchen „worin, woraus, womit, wobei, woran“ ersetzen durch „in, aus, mit, bei, an dem“ oder „der“ usw. oder gar „welchem“ usw., und statt „wofür“ müsse man sagen „für das“. „Jrgend ein Schulmeister, der sich nicht vom Lateinischen hatte losmachen können, habe uns vielleicht einmal in der Jugend davor hange gemacht.“ Die einfachere Form mit „wo —“ ist schon besser als die zusammengefügte und die mit „dem“ usw. zusammengefügte besser als die mit „welchem“ usw. Was für das bezügliche Fürwort gilt, gilt auch für das fragende, und wenn wir auch in einem zusammenhängenden Satz keinen großen Unterschied empfinden, in einem Titel, groß für sich gedruckt, klingt „Für was ein Tagebuch?“ (N. Z. 3. 1209) ungeschickt und hart. „Wofür?“ oder „Wozu?“ wäre in der Tat schöner gewesen, wie Sie wohl andeuten wollten. Auch sonst scheint die Verfasserin dieses sonst so „schöngeistigen“ Beitrages nicht das feinste Sprachgefühl zu haben. Sie schreibt: „Wer mit solchen Gefühlen ein Tagebuch schreibt, schreibt nicht, wie er lebt, sondern wie er möchte, daß 'man' über sein Leben liest.“ Daß die Bedingungs- oder Möglichkeitsform (der „Konjunktiv“) auch bei uns im Schwimmen begriffen ist, daran hat man sich schon etwas gewöhnt, aber hier sollte es doch heißen: „... daß 'man' ... lese“. Ferner kann man eröten über eine Lüge, aber man geniert sich nicht über eine Verlogenheit, sondern wegen einer solchen. Und wenn die Verfasserin sagt, im Tagebuch möchte man „bestmöglich sich selbst sein“, so wird das „sich“ hier nicht als Wem-, sondern als falscher Nomenfall zu nehmen sein, etwa wie in dem mundartlichen „Es isch en“ oder „'s isch nume mi“. In gutem Schriftdeutsch verlangt „sein“ immer den Werfall; kein deutsches Zeitwort hat mehr Werfälle um sich. Im Tagebuch will man also „bestmöglich man selbst sein“.

## Geschäftliche Mitteilungen

**Voranzeige.** Unsere Jahresversammlung findet Sonntag, den 29. Weinmonat im Kunsthaus „zur Waag“ in Zürich statt. Herr Prof. Dr. Bohnenblust aus Genf wird sprechen über „Schweizerdeutsch und Deutsch der Schweizer“. Die ausführliche Tagesordnung folgt in der nächsten Nummer.

**Bücherei.** Unser Bücherwart möchte seine Pfleglinge möglichst gut unterbringen und wünscht daher einen geeigneten Kasten. Vielleicht hat eines unserer Mitglieder ein Möbel übrig, in dem sich etwa 4 laufende Meter Bücher mittlerer Größe unterbringen lassen, und wäre bereit, es uns billig und sogar unentgeltlich abzutreten und zu senden an Herrn H. Eppenberger, Mutschellenstraße 56, Zürich-Wollishofen. Besten Dank im voraus!

**„Sprachliche Modethorheiten“.** Von August Steiger. Die erste Auflage geht zu Ende, und für den Verleger erhebt sich die Frage, ob er eine zweite erstellen solle. Er wäre bereit, das Büchlein gegen Vorausbestellung wieder zu etwas ermäßigtem Preis abzugeben, nämlich zu 2 Fr., statt zu Fr. 2.50. Es ist denkbar, daß Leser unseres Blattes, die die erste Gelegenheit nicht benutzt haben, diese zweite benutzen würden; wir bitten daher um Anmeldung bis spätestens 30. September an die Geschäftsstelle in Rüschdorf. Von der Zahl der Vorbestellungen wird es abhängen, ob eine 2. Auflage zustandekomme. Wem daran gelegen ist, wird es für sich oder zu Geschenkzwecken bestellen; es ist überall günstig besprochen worden.